

Sarah Bakewell: „Wie man Mensch wird. Auf den Spuren der Humanisten.“

Der Humanismus ist so alt wie die Menschheit. Jetzt wird seine Geschichte geschrieben.

Von Katharina Teutsch

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 15.10.2023

„Wie man Mensch wird“, das war die zentrale Frage, die sich humanistischen Dichter und Denker zu allen Zeiten gestellt haben. Die Antworten fallen so vielfältig aus wie die Zeitalter, Kulturen und Realitäten, aus denen heraus Humanisten seit Beginn der Neuzeit argumentieren. Keine philosophische Tradition verknüpft die Lebensführung der Philosophen so eng mit ihrer Theoriebildung, zeigt Sarah Bakewell in ihrem neuen Sachbuch.

Sieben Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs organisierte Jaap van Praag – Mitbegründer des Humanistischen Bundes in den Niederlanden – einen Kongress in Amsterdam. Ziel war es, eine international ausgerichtete Dachorganisation zu gründen. Sie sollte sich in der Tradition humanistischer Lebensphilosophie bewegen und all jene Werte hochhalten, die im faschistischen Europa mit Füßen getreten worden waren. In einem Manifest der International Humanist and Ethical Union, die inzwischen in Humanists International umbenannt worden ist, steht die persönliche Entfaltung, die soziale Verantwortung sowie – als Fusion von beidem – menschliche Bindungsfähigkeit im Mittelpunkt. Die Erklärung der Gruppe aus dem Jahr 1952 wurde im Laufe der Jahrzehnte den Anforderungen der Zeit angepasst. Aber im Kern ist sie dieselbe geblieben. Daran erinnert die englische Philosophiehistorikerin Sarah Bakewell in ihrem Buch „Wie man Mensch wird. Auf den Spuren der Humanisten“. Es heißt im Untertitel „Freies Denken, Neugierde und Glück“ und handelt von der Entstehung, Weiterentwicklung und Aufrechterhaltung einer Idee vom Menschen, die wir auch heute noch unter dem Begriff Humanismus verhandeln. Die Erklärung der Humanists International aus dem Jahr 2022 schließt mit den Worten:

„Wir sind davon überzeugt, dass die Menschheit das Potenzial hat, die Probleme, mit denen wir konfrontiert sind, durch freies Forsuchen, Wissenschaft, Mitgefühl und Vorstellungskraft zu lösen, um den Frieden und das menschliche Wohlergehen zu fördern.“

Sarah Bakewell

Wie man Mensch wird. Auf den Spuren der Humanisten

Verlag C. H. Beck, München

496 Seiten

32 Euro

Äbtissin mit Herrenunterhose

700 Jahre zuvor hatte der Italiener Giovanni Boccaccio seine Erzählungssammlung Decamerone herausgebracht. Er war ein Zeitgenosse Petrarcas, des Dichters und emsigen Kopisten antiker Manuskripte. Und er schrieb, wie dieser, nicht auf Latein, sondern in der toskanischen Volkssprache. Zehn Erzähler tragen im Decamerone an zehn Tagen zehn Geschichten vor. Einige erbaulich und im hohen Ton über Liebe und Tugend sinnierend. Andere obszön und handfest, wie Bakewell resümiert:

„Einmal wird eine Äbtissin mitten in der Nacht darüber informiert, dass eine ihrer Nonnen mit einem Liebhaber im Bett liegt. Sie steht auf, um der Sache nachzugehen, und bedeckt ihren Kopf versehentlich nicht mit ihrem Schleier, sondern mit der Unterhose des Priesters, mit dem sie selbst gerade im Bett liegt. Neben solchen antiklerikalen Späßen wagt Boccaccio in anderen Geschichten eine ernsthaftere Kritik an der Autorität des Christentums. In einer ruft ein großer Herr seine drei Söhne nacheinander zu sich und gibt jedem von ihnen einen Ring, als hätte er ihn zu seinem Erben erkoren. Doch er hatte noch zwei weitere Ringe fertigen lassen, so dass niemand sagen konnte, welcher der echte war.“

Boccaccios Idee der Gleichheit dreier männlicher Erben mäandert seit Jahrhunderten durch die europäische Kulturgeschichte. Sie wurde als Ringparabel von Gotthold Ephraim Lessing aufgegriffen. In seinem aufklärerischen Ideendrama „Nathan der Weise“ wird sie zur Symbolszene für gelebte Toleranz zwischen den drei Weltreligionen. Judentum, Christentum und Islam stehen gleichberechtigt nebeneinander. Boccaccio selbst setzte sich im vierzehnten Jahrhundert zusammen mit Petrarca massiv für die Beschäftigung mit alten Ideen und alten Texten ein. Schließlich waren seit dem Zerfall des weströmischen Reichs im 5. Jahrhundert enorm viele Originalmanuskripte antiker Autoren, aber auch andere Zeugnisse der vormodernen Welt verlorenen gegangen. Bakewell schreibt:

„Neben der literarischen Kultur verschwanden auch viele andere Dinge: Techniken zur Konstruktion von öffentlichen Gebäuden, guten Straßen, Abwasserkanälen und anderen lebensverbessernden städtischen Einrichtungen wurden nicht mehr angewandt, und bald gab es niemanden mehr, der sie beherrschte. Weiterer Schaden entstand durch die an sich großartige Idee des Recycling. Die Steine verfallener Gebäude wurden wiederverwendet, so dass die antiken Monumente weiter verfielen und bald nur noch ein Trümmerhaufen übrig war.“

Die ersten umanisti

Mit seiner Genealogie der heidnischen Götter unternahm Boccaccio nun einen Systematisierungsversuch antiker Mythen. Sarah Bakewell nennt Petrarca und Boccaccio wegen ihrer Beschäftigung mit der antiken Kultur die ersten umanisti.

„Petrarca hatte seine menschlichen Schwächen. Und Boccaccio konnte unwirsch und schwierig sein“, schreibt Sarah Bakewell in „Wie man Mensch wird“.

„Was jedoch alle diese Geschichten über das Sammeln, Übersetzen, Edieren und Schreiben von Büchern bekunden, ist eine leidenschaftliche Hingabe für ihre Arbeit und für ein schwer fassbares Ziel: die Wiederbelebung der humanistischen Studien einer fernen Vergangenheit, von deren Wiedergeburt sie sich neues Leben für die Zukunft erhofften.“

Und so beginnt die humanistische Ideengeschichte bei Sarah Bakewell mit zwei Männern des späten Mittelalters, die mit dem Abschreiben antiker Manuskripte knapp 100 Jahre vor der Erfindung des Buchdrucks einer Neubewertung der Antike den Weg wiesen.

„Nun, da das 14. Jahrhundert endete und das 15. begann, wurde diese Aufgabe von enthusiastischen Vertretern nachwachsender Generationen übernommen, die wir heute getrost als italienische „Humanisten“ bezeichnen können.“

Wie schon in ihrem allseits gerühmten Buch „Café der Existenzialisten“, verfährt die Autorin bei ihrer Rekonstruktion der humanistischen Denkschule nach einer bewährten Methode. Durch Kenntnisreichtum in den geistigen Räumen ihrer Helden gelingt es ihr mit Leichtigkeit, auch in die alltäglichen Lebenswelten ihrer Protagonisten einzudringen. Porträts von Zeitgenossen gelingen ihr äußerst unterhaltsam. Sie beleuchtet materielle, politische und zwischenmenschliche Konstellationen ebenso wie mediale Realitäten. Über die Verbreitung von Manuskripten aus der Antike durch Abschriften weiß sie etwa folgendes zu berichten:

„Im 12. Jahrhundert wurde so viel kopiert, studiert und Wissen ausgetauscht, dass Historiker von einer „Renaissance des 12. Jahrhunderts“ sprechen. Es war hilfreich, dass inzwischen eine neue Technik der Papierherstellung aus China über die arabische Welt und Spanien nach Europa gekommen war, so dass mehr geschrieben werden konnte, ohne dass alte Pergamente abgeschabt werden mussten. Papier wurde aus Kleiderlumpen hergestellt, und nach einer kürzlich von Marco Mostert vorgetragenen Theorie gab es jetzt deshalb mehr Lumpen, weil viele Menschen vom Land in die Städte zogen und es in den Städten Mode war, Unterwäsche zu tragen. Die ging schneller kaputt als die robuste Oberbekleidung und wurde oft weggeworfen, so dass Lumpen leichter verfügbar waren.“

Die Kunst der klugen Urteilsfindung

Das humanistische Denken, das sich im 15. Jahrhundert von Italien aus in Europa verbreitete, war immer eine persönliche, nie eine abstrakt philosophische Sache – und so legt Bakewell ihre große Erzählung auch an: persönlich. Humanistische Gedanken wurden immer von Freigeistern, von Exilanten, jedenfalls von Individualisten vorangetrieben. Gemeinsam ist ihnen ein enormer Bildungshunger, der durch das Anhäufen von Manuskripten gestillt wird. Die studia humanitatis beinhalteten Grammatik, Rhetorik, Dichtung, Geschichte und Moralphilosophie.

„Damit verband sich ein Leben, das dem öffentlichen Reden und Schreiben, der Politik und der klugen Urteilsfindung gewidmet war.“

So waren viele Humanisten der Frühen Neuzeit auch als Berater und Lehrer bei Hofe tätig. Dabei, präzisiert Bakewell, setzten sie sich von den mittelalterlichen Universitätsprofessoren ab, die den Ruf hatten, pedantische Lehnstuhlgelehrte zu sein. Die Humanisten aber waren lebende Exempel ihrer Lehre vom guten, genussvollen und eleganten Leben. Ein gewisser Hedonismus war ihnen ebenso geläufig wie polyglotte Umgangsformen. Der Graf Baldassare Castiglione zum Beispiel fing im 16. Jahrhundert die so fein- wie freigeistigen Sitten am humanistisch geprägten Hofe von Urbino ein. In seinem Libro del Cortegiano, dem Buch eines Höflings, beschreibt er die geselligen Sitten im Umfeld des Herzogs da Montefeltro. Für den, heute würde man sagen, „coolen“ Causeur bei Hofe, hieß es so Bakewell:

„Tennis sei gut, Seiltanz optional. Aber alle sind sich einig, dass er vor allem mutig, gebildet und eloquent sein und sich mit sprezzatura benehmen müsse, mit entspannter, lässiger Nonchalance.“

Der Begriff ist heute ein geflügeltes Wort, um die Distinktionsrituale der italienischen Upper Class des 16. Jahrhunderts zu benennen. Bei Bakewell ist sprezzatura aber auch ein begrifflicher Meilenstein auf dem Weg zur gesellschaftlichen Verbreitung humanistischer Philosophie. Und diese setzte zum einen die Kenntnis der moralphilosophischen Diskurse der Zeit voraus. Aber zum anderen eben auch ihre weltläufige Vermittlung durch öffentliche Ämter, Konversation und Lehrtätigkeit.

Weibliche Lichtgestalten

Es wundert einen nicht, dass Frauen von diesem öffentlichen Literatenleben bis auf wenige Ausnahme ausgenommen blieben und wir deswegen heute auf nur wenige weibliche Lichtgestalten der humanistischen Bewegung zurückblicken können. Die gebürtige Venezianerin und spätere Pariserin Christine de Pizan gilt heute als die erste französische Berufsschriftstellerin. Sie hatte 1405 in „Das Buch von der Stadt der Frauen“ an Boccaccios Porträts berühmter Frauen in Mythos und Geschichte angeknüpft. Bei de Pizan klagt eine weibliche Erzählerin über Verleumdungen gegen geistig aktive Frauen. Und eine weitere Erzählstimme – die Stimme der Vernunft – rät ihr deswegen eine „Stadt der Frauen“ zu imaginieren. Diese solle dann mit all den gelehrten, mutigen und inspirierenden Frauen bevölkert werden, von denen sie, die Erzählerin, gehört habe. Das sei ein Versuch gewesen, schreibt Bakewell, ...

„...die Lebenden mit vergessenen Figuren der Vergangenheit aufzumuntern“.

Die Beschäftigung mit den Großen der Geschichte diene im humanistischen Gedankenkosmos dazu, den Menschen von heute mit dem von gestern zu verbinden. Der Typus des Universalgenies, der Vergangenheit und Zukunft sowie Körper und Geist verkoppelt, tritt vor allem aber wieder mit zwei Männern des 15. Jahrhunderts auf den Plan: mit Leonardo da Vinci und Leon Battista Alberti. Vier Jahrhunderte später bezeichnete der Historiker Jacob Burckhardt diese Zentralfiguren der Epoche als:

„Uomo universale“

Diese Universalmenschen sollten, so führt Sarah Bakewell den Burckhardt'schen Gedanken aus, in einer fluiden, sich ständig verändernden Gesellschaft jede Gestalt annehmen und fast alles erreichen können.

Fluid, rasant, unsicher

Ein Schelm, wer dabei nicht an heute denkt. Fluid, rasant, unsicher sind auch diese Zeiten. Und gut ist derjenige aufgestellt, der vielseitig, kenntnisreich und neugierig ist. Der Architekt Alberti jedenfalls brillierte in seiner Zeit nicht nur als Ingenieur und Künstler, sondern auch als Ringer, Sänger, Stabhochspringer und Bergsteiger. Als Jugendlicher soll er so viel Kraft besessen haben, dass er einen Apfel über das Kirhdach werfen und aus dem Stand über die Schulter eines Mannes springen konnte. Zudem soll er über ausreichend sprezzatura verfügt haben. Er entsprach damit als Typ ganz dem vitruvianischen Ideal vom Menschen,

das durch eine Zeichnung Leonardos aus dem Jahr 1490 weltberühmt wurde. Auf ihr ist die Skizze eines nackten Mannes zu sehen, der seine Extremitäten in sich überlagernden Positionen von sich streckt – mal mit ausgestreckten, mal mit abgespreizten Beinen – und der dabei sowohl von einem Quadrat als auch von einem Kreis umschlossen wird. Der römische Architekt Vitruv hatte im 1. Jahrhundert vor Christus mit seiner Proportionslehre vom männlichen Körper die Grundlage dafür geschaffen, dass der männliche Mensch nun zum Mittelpunkt künstlerischen Schaffens wurde und das Göttliche damit verdrängte. Künstler des 15. Und 16. Jahrhunderts taten ihr Bestes, schreibt Bakewell, ...

„...um dieses vitruvianische Ideal zu verwirklichen. Sogar die Designer von Druckschriften nahmen den vitruvianischen Körper als Vorbild für ihre Buchstaben“.

Die moderne humanistische Bewegung hat den vitruvianischen Körper in Form des 1965 entwickelten Piktogramms „Happy Human“ zu ihrem Logo gemacht. Der Mensch also ist auch für die humanistische Bewegung das Maß aller Dinge. Ihre Philosophie lässt sich nicht zu einer bestimmten Theorietradition vereinheitlichen. Aber sie handelt immer davon, wie der Mensch Gesundheit, Glück und gesellschaftliches Wohlergehen erreichen kann. Mitunter sind Intellektuelle der Reformationszeit wie Montaigne Humanisten, aber auch berühmte Ärzte wie sein Zeitgenosse Andreas Vesalius, der Methoden zum Präparieren von Leichen zum Wohle der Allgemeinheit erforschte. Über dem Seziersaal des anatomischen Theaters von Padua, an dem auch Vesalius arbeitete, prangt bis heute das Motto: *mors ubi gaudet succurrere vitae*.

„Hier freut sich der Tod, dem Leben zu helfen“

Die Toleranzeffekte des Reisens

Der Humanismus zeigt sich in Padua von seiner lebenswissenschaftlichen Seite. Neben den Kenntnissen zum menschlichen Geist gesellen sich also jene über den menschlichen Körper. Und noch etwas Drittes rückt ins Zentrum der humanistischen Lebensführung: das Reisen und seine Toleranzeffekte. So hatten alle Frühhumanisten ein Faible für das Erkunden fremder Welten. Das war schon so bei Petrarca und Boccaccio. Es setzt sich fort durch die Besuche nordeuropäischer Humanisten in Italien, von wo sie sich Inspiration erhofften. Der Franzose Michel de Montaigne, der Engländer Thomas Morus oder der Niederländer Erasmus von Rotterdam, der das Humboldt'sche Credo vom gebildeten Weltbürger vorwegnahm. Auch Bildung über den eigenen Körper spielte hier eine Rolle, berichtet Bakewell:

„Über den Umgang mit Blähungen, schreibt Erasmus, gehen die Meinungen auseinander. Manche Leute zwingen Kinder, ihre Blähungen mit zusammengepressten Schenkeln zurückzuhalten, ‚es sei aber nicht angebracht, aus falscher Höflichkeit eine Krankheit zu riskieren‘. Kann man sich nicht entfernen, soll man es unauffällig erledigen und so tun, als müsse man husten. Dabei behalte man stets eine heitere und glatte Stirn, ‚wie es bei einem mit sich selbst einigen und freien Sinn der Fall ist, nicht zerfurcht wie bei Greisen, nicht unruhig wie bei Streitbaren, und nicht kraus wie bei einem Stier.“

Humanismus: ein breiter Fluss

Anders als in Bakewells Buch über die existenzialistische Bewegung, gibt es in „Wie man Mensch wird“ keine Zentralgestalt à la Jean-Paul Sartre. Die humanistische Bewegung ist ein langsam fließender, mit der Neuzeit immer breiter werdender Fluss, der viel Aufklärerisches und Erbauliches mit sich trägt. Humanismus kann alles Mögliche bedeuten. Immer aber steht das menschliche und kollektive Wohlergehen im Mittelpunkt der geistigen Anstrengungen. Der Mensch soll sein Leben genießen. Er soll niemandem dabei schaden. Er soll mit seinen Mitmenschen durch Empathie und Sympathie verbunden sein. Er soll auf geistige und körperliche Gesundheit achten. Und er soll Toleranz walten lassen, zum Wohle aller.

„Ich kann mir Tausende von entgegengesetzten Lebensformen vorstellen und für gut befinden“, ...

...schreibt Montaigne in seinen Essais, deren letztes Wort in der Erstausgabe von 1580 „diversité“ lautet. Der französische Humanist erweist sich hier als Stichwortgeber für heutige Diversitätsdiskurse. Und divers ist auch dieses Buch. Man liest darin durchaus nach Interessen, die sich an einzelnen Personen oder einzelnen Epochen festmachen lassen. Die Kapitel zur Aufklärung beschäftigen sich mit den Franzosen Voltaire und Diderot sowie den Engländern David Hume und dem Earl von Shaftsbury. Die Kapitel zum 19. Jahrhundert handeln von dem ehemaligen Sklaven Frederick Douglass, dem exzentrischen Begründer der Utilitarismus Jeremy Bentham und dem Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt, auf den der deutsche Theoriebegriff „Humanismus“ überhaupt zurückgeht. Im 20. Jahrhundert begegnen wir Ludwik L. Zamenhof, dem Erfinder der Kunstsprache Esperanto. Wir entdecken durch Sarah Bakewells Augen den britischen Logiker und engagierten Antifaschisten Bertrand Russell. Wir lesen in den Radioansprachen des Exilanten Thomas Mann. Und wir beschäftigen uns mit dem deutschjüdischen Kunsthistoriker Aby Warburg, dessen Bilderatlas Mnemosyne visuelle Pathosformeln versammelte, also Darstellungen emotionaler Dramen von der Antike über die Renaissance bis hin zur Gegenwart.

Und die Frauen?

Wo aber sind die Frauen? Immer wieder ist in Sarah Bakeswells Diskursgeschichte auch ihre Abwesenheit Thema. Mit glänzenden Porträts von Olympe de Gouges oder Mary Wollstonecraft sowie einem gut platzierten Voltaire-Zitat bringt sie die Geschlechterverhältnisse im humanistischen Diskurs auf den Punkt. Voltaire schrieb nach dem Tod der Mathematikerin Émilie du Châtelet, mit der er nicht nur geschlafen, sondern sich auch über die Physik ausgetauscht hatte:

„Ich habe jemanden verloren, der fünfundzwanzig Jahre lang mein Freund war, einen großen Mann, dessen einziger Makel es war, eine Frau zu sein.“

Am Ende dieses Buchs, das im manchmal überfordernden Sauseschritt Aufklärung, Feminismus, politischen Liberalismus, Faschismus und die Welt zwischen Sartres Humanismusvortrag und Heideggers Humanismusbrief verhandelt, hat man keine Biografie einer Denkschule gelesen. Man hat dafür in zahllosen Einzelporträts außergewöhnliche Menschen in spannungsreichen Zeiten kennengelernt. Sie wollten alle das Gleiche: Wohlergehen, Toleranz, Vielfalt. Das eingangs zitierte Manifest der International Humanists von 1952 wurde im vergangenen Jahr einer Revision unterzogen. Humanistische Überzeugungen und Werte seien so alt wie die Zivilisation, heißt es darin. Und sie hätten in

den meisten Gesellschaften der Welt eine Geschichte. Humanisten wollten „das Gedeihen und die Gemeinschaft der Menschen in ihrer ganzen Vielfalt und Individualität“ fördern, heißt es weiter. Und Bakewell fügt hinzu:

„Humanismus sollte nicht bedeuten, dass vom Reichtum des menschlichen Lebens etwas weggenommen wird, sondern dass noch mehr von diesem Reichtum zugänglich wird“.